

Die dialektische Methode

Es ging immer um Chile, es ging immer um mehr: Der neue Film von Patricio Guzmán

Grit Lemke

Es kann nicht oft genug gesagt werden, dass Patricio Guzmán einer der letzten Meister der internationalen Filmkunst ist, dessen Größe man keineswegs auf den Dokumentarfilm – obwohl er ausschließlich in diesem Genre arbeitet – beschränken darf. Dass er nie mit einem Oscar geehrt wurde, spricht eher für ihn (auch in diesem Jahr besticht die Liste der Dokfilm-Nominierungen wieder durch ausgesuchte Scheußlichkeiten). Ansonsten hat er an Preisen wohl alles abgeräumt, was zu holen war. Für sein neues Werk „El Botón de Nacar“, das unter dem so prosaischen wie ebenfalls scheußlichen Titel „Der Perlmutterknopf“ nun in die Kinos kommt, bekam er auf der diesjährigen Berlinale den Silbernen Bären für das Beste Drehbuch. Alles ganz sicher zu Recht und doch mit Blick auf das Gesamtwerk doch erstaunlich, kreist dieses doch – zumindest auf den ersten Blick (zu mehr ist der Mainstream selten fähig) seit Jahren um die Ereignisse im Chile der 1970er Jahre, um Salvador Allende, den Militärputsch, Pinochet und um das Vergessen. Gegen dieses filmt er beharrlich an, und der Titel eines seiner schönsten Filme „Unbeugsames Gedächtnis“ steht programmatisch für sein Oeuvre. In dem er zudem nie einen Zweifel an seinen linken Positionen aufkommen ließ und die hübsche Fassade der neoliberalen „Schweiz Lateinamerikas“ mit jedem neuen Film gezielt zu sprengen wusste. Seine künstlerische Methode hat er in den 1970er Jahren – als er an seinem frühen Monumentalwerk „Die Schlacht um Chile“ arbeitete und man sich noch auf Marx beziehen konnte – als „dialektisch“ bezeichnet. In diesem Sinne hat er schon immer (scheinbar) Widersprüchliches vereint, Fiktionales und Dokumentarisches vermischt und Mensch, Gesellschaft und Universum als Ganzes begriffen. Es ging immer um Chile, es ging immer um mehr.

Und so ist auch „Der Perlmutterknopf“ nur oberflächlich betrachtet „die Geschichte Chiles als eine Kulturgeschichte des Wassers und des Pazifischen Ozeans“ (als die er unbegreiflicher Weise vom Verleih angekündigt wird – möchte man nur Chile- und Wasserfreunde ansprechen?). Vielmehr ist es wiederum eine große Erzählung von Geschichte und Gewalt, die so vielschichtig ist, dass der Meister selbst Mühe hat, alle Fäden in der Hand zu behalten und am Ende wieder zusammenzuführen. Nachdem er sich in „Nostalgie des Lichts“ – das sein Opus Magnum bleiben wird und einer der besten Filme aller Zeiten – in der Trockenheit der Atacama-Wüste bewegte und im Kalzium als Urstoff des Lebens und der Sterne seine universale Metapher fand, erforscht er nun den größten Archipel der Welt im Süden Chiles. Die patagonische Küste, deren Gesamtlänge auf 74.000 km geschätzt wird, wurde einst von Ureinwohnern bevölkert, die im Einklang mit dem Wasser lebten und von den weißen Siedlern auf brutalste Weise ausgerottet wurden. Ursprünge, von denen sich das moderne Chile nicht nur entfernt hat, sondern sie leugnet wie seine jüngere Geschichte. Guzmán holt sie zurück, er rollt sie auf im wörtlichen Sinne: in Form einer für den Film angefertigten, 15 Meter langen Nachbildung von Chile: ein zerklüfteter, an den Rändern ausgefranster Streifen Land, dessen pure Länge und besondere Lage durch den Akt des Ausrollens vor der Kamera geradezu physisch erfahrbar wird – einer von Guzmáns genialen Regieeinfällen.

Mit ihnen verlässt der Film eine Komfortzone, in der er sich zuvor bedenklich lange bewegt. Anfangs schweigt er in Bildern von Wasser und den Naturgewalten in allen Formen: Wellen, Nebel, Wind, Graupel, Regen, Schneesturm, Eis. Es plätschert und plinkert, prasselt und kracht, die monumentalen Luftaufnahmen nebst Musik tun ein Übriges. Dazu bewegt sich die von Guzmán selbst, angenehm

nüchtern gesprochene Ich-Erzählung (die eben kein Kommentar im üblichen Sinne ist) gefährlich nah an esoterischen Gemeinplätzen vom Wasser und dem Universum bis hin zu den Ureinwohnern und deren Mythen und Wissen. (Immerhin bleibt uns eine deutsche Synchronfassung mit der Stimme des unvermeidlichen Christian Brückner erspart – aber sicher nur bis zur deutschen Fernsehausstrahlung.) Damit ist nun auch Patricio Guzmán – der doch mit „Nostalgie des Lichts“ gezeigt hatte, dass man eine Kosmologie in großen Bildern ohne jeden Anflug von Kitsch erzählen kann – in der Berlinale-kompatiblen Welt des Hochglanzkinos angekommen, und man kann sich vorstellen, wie ein New-Age-erfahrenes Prenzlauer-Berg-Publikum sich im Kinossessel zurücklehnt.

Dennoch gelingt Guzmán das Kunststück, hier nicht abzugleiten und jenes Koyaanisqatsi-Feeling der ersten Sequenzen sukzessive wieder aufzubrechen. Von den Ureinwohnern, deren letzte lebende Vertreter er aufsucht, gelangt er über beeindruckende Schwarz-Weiß-Fotos und historisches Material zur Geschichte von Jemmy Button – ein Indianer, der für einen Perlmutterknopf seine Identität und sein Volk aufgibt und über das Meer in die Alte Welt aufbricht. Überaus kunstvoll wird die hochkomplexe Geschichte zu einem Knopf zurückkehren, den Guzmán als verwittertes Relikt einer nicht allzu fernen Vergangenheit finden wird. Sie steht wiederum im Zusammenhang mit dem Meer, das Guzmán nunmehr als Massengrab zeigt. Bis zu 1.400 Menschen ließ Pinochet tot oder lebendig, an Schienen gebunden, in den Ozean werfen. Akribisch rekonstruiert Guzmán diesen Vorgang in allen Details, lässt eine Puppe verpacken, Schicht für Schicht, verschnüren, abtransportieren, den Hubschrauber über den Wellen kreisen und das Paket abwerfen. Wiederum die physische Erfahrung eines erschreckend technischen Akts der Vernichtung.

Die dialektische Methode. Die von Schönheit und Wohlsein gesättigten Bilder des Anfangs trugen den Schrecken schon in sich. Die Gewalt ist überall. Wussten wird es nur nicht? In einem kleinen Knopf findet man ein Gedächtnis, das dann vielleicht tatsächlich unbeugsam, ja unauslöschlich ist. Auch wenn „Der Perlmutterknopf“ in seinem Bemühen um Gestaltschließung am Ende vielleicht etwas zu rund und schön gerät, muss man Guzmán allein dafür lieben.

»Der Perlmutterknopf« (»El Botón de Nácar«), Regie: Patricio Guzmán,
Frankreich/Chile/Spanien 2015, 82 min

Erschienen in: junge Welt, 10.12.2015
<http://www.jungewelt.de/2015/12-10/047.php>